



Markus Krajewski

BAUFORMEN DES GEWISSENS ÜBER FASSADEN DEUTSCHER NACHKRIEGS- ARCHITEKTUR

Mit Fotografien von
Christian Werner

KRÖNER



Markus Krajewski

BAUFORMEN DES GEWISSENS ÜBER FASSADEN DEUTSCHER NACHKRIEGSARCHITEKTUR

Mit Fotografien von Christian Werner

Mit 77 Abbildungen und einem Fotoessay

Alfred Kröner Verlag

Markus Krajewski
Bauformen des Gewissens
Über Fassaden deutscher Nachkriegsarchitektur
Mit Fotografien von Christian Werner
Mit 77 Abbildungen und einem Fotoessay
Stuttgart: Kröner 2016
ISBN DRUCK: 978-3-520-90801-8
ISBN E-BOOK: 978-3-520-90891-9

Unser gesamtes lieferbares Programm sowie viele weitere Informationen finden Sie unter www.kroener-verlag.de.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2016 by Alfred Kröner Verlag Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Denis Krnjaić (wewamo.de), Stuttgart
Datenkonvertierung: Alfred Kröner Verlag, Stuttgart

INHALT

1	BESTANDSAUFNAHME. LIEGENSCHAFTEN DER GESCHICHTE.....	9
2	STUNDE NULL & TABULA RASA.....	23
3	SPEERSPITZEN DER PLANUNG.....	31
4	RASTERITIS. MODULARISIERUNG NACH MASSSTAB	45
5	FACING FASSADES. DAS ANTLITZ DES HAUSES.....	59
6	KERAMIK AM BAU: ABWASCHBARE FASSADEN.....	65
7	SEELENHYGIENE DER NACHKRIEGSZEIT.....	91
8	FUNDAMENTALONTOLOGISCHER EINWURF: ANRUF DES GEWISSENS	119
9	CHIFFRE WESTDEUTSCHLAND ODER: PLÄDOYER FÜR EINE ÄSTHETIK DES HÄSSLICHEN.....	129
	LITERATUR.....	143
	ABBILDUNGSVERZEICHNIS.....	151
	DANKSAGUNG	154

*»Der Deutsche kann im allgemeinen recht viel
Häßlichkeit in seiner Umgebung ertragen,
er kann auch unendlich nachsichtig gegen Sachen sein,
in die er sich gefunden, an denen etwas von seinem Leben hängt.«*

Eduard von Keyserling: Psychologie des Komforts, 1905



1

BESTANDSAUFNAHME. LIEGENSCHAFTEN DER GESCHICHTE

Das Erdgeschoss erinnert an Portugal. Es könnte aber auch in Antwerpen, Delft oder Amsterdam zu finden sein, dort also, wo bereits von alters her manche Ladengeschäfte rund um ihre Schaufenster herum mit glasierten Kacheln verziert werden. Das Gebäude hier befindet sich indes in Köln, in der südwestlichen Innenstadt, im sogenannten Komponisten-Viertel, wo man – wie auch in angrenzenden Stadtteilen wie dem Belgischen oder dem Mauritius-Viertel sowie andernorts in der heiligen Stadt am Rhein – jederzeit Zeuge einer eigenartigen und sehr zeittypischen Architektur werden kann, um die es im Folgenden geht: Traditionell beschränkt sich das Phänomen *verkachelter Wände* auf das Erdgeschoss, gelegentlich auch bloß auf die Fäschung, also Einfassung um Türen und Fenster, in der Ladenpassage eines Hauses, wie es sich beim Gebäude links neben der Suppenbar als schmale Verkleidung neben der Tür ansatzweise beobachten lässt (vgl. Abb. 1, rechts am Bildrand ist dagegen normaler Zierklinker zu sehen). Dieser Stil erweist sich – sofern

er nicht an Backsteine erinnert – als eine Übernahme aus den Benelux-Ländern, als Zitat eines Zierats, der den Passanten aus den Eingangsbereichen von Cafés und Bäckereien oder auch aus dem Innenraum von Metzgereien mit ihren speziellen Hygieneanforderungen bekannt ist. Auch kennt man diese Fliesen und Kachelornamente aus den Städten des Südens, wo mit dem glasierten Feinsteinzeug an den Wänden ein angenehm kühlender Effekt erzeugt wird, etwa wenn man im sommerlichen Sevilla zur Mittagszeit durch die vor Hitze flirrenden Gassen streift. – Warum aber findet sich diese seltsame Bauform in Köln, das wohl eher für seinen Nieselregen und die damit verbundenen Kühldefekte bekannt ist? Und was hat dazu geführt, dass sich diese eigenartige Fassadengestaltung ebenso in Mainz, Hannover oder Wuppertal ausbreiten konnte, um nur einige weitere Städte zu nennen, wo sich dieses Phänomen besichtigen lässt? Von Gießen oder Hagen, Essen oder Kassel ganz zu schweigen. Offenbar verhält es sich in den (west-)deutschen Städten doch etwas anders

Abb. 1: Kacheln, konventionell im Erdgeschoss, die Ladenpassage zierend (Köln, Lindenstraße, 2014)



Abb. 2: Kacheln, modern
(Köln, Roonstraße/Ecke Lindenstraße, 2014)



Abb. 3: Kacheln, modern, im Blick nach Süden (Köln, Roonstraße 51, 2014)

als in Südeuropa, und es lohnt sich, den Gründen dafür ein wenig nachzuspüren. Schaut man sich um und lässt den Blick schweifen, etwa nach links entlang der benachbarten Häuser, geraten andere Gebäude in den

Was ist zu sehen?

Fokus (Abb. 2), die das Phänomen noch evidenter machen. Schräg gegenüber, auf der anderen Seite der Kreuzung, vermag eine weitere Immobilie (Abb. 3) die Aufmerksamkeit auf eine augenfällige Verschiebung dieser Bauform zu lenken. Was Fassaden von Häusern wie diesen (Abb. 2 und 3) auszeichnet, ist geradewegs das Gegenteil als beim ersten, traditionskonformen Beispiel mit der Suppenbar: Während sich dort das Erdgeschoss in irgendeiner nachträglich angebrachten, vermeintlich freundlichen, das Einkaufsverhalten der Passanten möglichst stimulierenden Keramik zeigt, die rund um die Schaufenster angebracht ist, sind hier spätestens ab der zweiten Etage alle Außenflächen exklusive der Fenster ebenso monoton wie konsequent *verkachelt*. Statt nur in der Ladenpassage oder als kleinteilige Zierde an der Fassade haben wir es hier mit einer groß- bis vollflächig mit keramischen Platten versiegelten Häuserfront zu tun, die – schon die niedrigen Geschosshöhen der einzelnen Etagen indizieren dies – unschwer als ein Produkt der Nachkriegszeit zu erkennen ist. Genauer gesagt handelt es sich bei diesen Gebäuden um Exemplare aus der Epoche des sogenannten Wiederaufbaus in Westdeutschland, also einem vergleichsweise kleinen Zeitfenster, das von der Währungsreform 1948 bis in die frühen 60er Jahre reicht.¹

1 Diese erste Phase des Wiederaufbaus umfasst »die Zeit von etwa 1948 bis 1964/65, als die letzten Planungen von 1959/60 ausgeführt waren.«

Wie muss man diese eigenartigen Häuserfronten nun einordnen? Keine Frage, es handelt sich um Hervorbringungen bautechnischer Art, die man mit Wolf Jobst Siedler und seiner Streitschrift *Die gemordete Stadt* von 1964 unter der Rubrik der ›geist- und gesichtslosen Gebäude‹ kategorisieren könnte, sind sie doch offensichtlich uninspiriert und buchstäblich unprominent, weil sie nichts Hervorragendes bieten, an das sich ein Gedanke anhängen oder an dem sich ein solcher entwickeln könnte. Infolge der monotonen Fläche bleibt anscheinend nichts haften, was im Betrachter eine Überlegung hervorrufen könnte. Die im Wiederaufbau »renovierten und gereinigten Fassaden gleichen einander in München wie in Wilhelmshaven und in Köln: Wohnquartiere, die nichts mehr ausstrahlen vom Geist ihres Ursprungs und nichts mehr provozieren an Assoziationen, Reminiszenzen und Reaktionen.«² Was bleibt an diesen ›geistlosen Bauten‹ dann noch zu erkennen, außer einer bestimmten Flächigkeit, auf der es dem suchenden Auge mitunter schwerfällt, sich nur für einen Moment auszuruhen? Handelt es sich doch um höchst einfache Oberflächen ohne Raffinesse, um flaches Gelände im Vergleich zu den Tiefendimensionen etwa einer barocken Fassade³ oder auch gemessen an den von Siedler gepriesenen, üppig verzierten Originalzuständen von im Wiederaufbau renovierten Altbauten, die sich, ihres Stucks

(Hagspiel et al. 1986, S. 16; zum Begriff ›Wiederaufbau‹ s.a. Felbick 2003, S. 551–558)

2 Siedler 1964, S. 14; vgl. auch Mitscherlich 1965, S. 25.

3 Vgl. dazu *en detail* Stephan 2009, S. 21, 60, sowie S. 63 dieses Essays.



Abb. 4: Entsetzliche Wirklichkeit & deutsche Normalität im Rechteck (Köln, 2006)

beraubt – »entschandelt«, »entdekoriert« oder »fassadenverödet«, wie es im Fachjargon heißt –, nun gleichsam geläutert im dezenten Rauputz, Kieselkratzputz⁴ und grauen Klinkerstein zeigen. Mit einem Wort der langjährigen Denkmalpflegerin der Stadt Köln: Zu

⁴ Zu den verschiedenen Formen des Oberflächenputzes vgl. Spiro 2012, insb. S. 108, 131 ff., 213–219, 276.

sehen ist die »Wirklichkeit, die heute alle entsetzt«⁵ (vgl. Abb. 4).

Man könnte aber auch, statt den Schwanengesang auf die abgeschlagenen Putten und Karyatiden⁶, Ornamente und Stuckfriese anzustimmen, wie das

⁵ Kier 1976, S. 240.

⁶ Weibliche Statue, das Gebälk eines Bauwerks tragend.



Abb. 5: Graue Architektur (Köln, 2014)

Wolf Jobst Siedler und Elisabeth Niggemeyer in ihrem wirkungsmächtigen (Photo-)Essay über die zu neuer Gesichtslosigkeit wiederhergestellten Altbauten in der Nachkriegszeit getan haben, eine ungleich pragmatischere Kategorie wählen, die weniger das Entsetzen als das Einzigartige und Besondere im Ununterscheidbaren zu suchen bereit ist. Was zu sehen ist, ließe sich demnach mit Benedikt Boucsein auf den Begriff der »Grauen Architektur« bringen. Diese bewegt sich im Bereich der Alltagsarchitektur, ohne darin aufzugehen; sie zeichnet sich durch einen Verzicht auf prominente Bauten und Baumeister aus. Ihre Architektursprache

ist eklektizistisch (vgl. Abb. 5), indem sie unterschiedliche Stile miteinander vermischt, deren Wirkung im Aufeinandertreffen das gesamte Spektrum von ›halbwegs gelungen‹ bis ›unbeholfen‹ oder gar ›scheußlich‹ durchmisst. Häufig aber operiert die Graue Architektur vor allem im weiten Feld ausgedehnter Unauffälligkeit. Sie neigt dazu, infolge ihrer Unscheinbarkeit immer schon übersehen zu werden. »Die Graue Architektur ist die typische Bauform vor allem des 20. Jahrhunderts, mit der unsere Landschaft massenhaft und relativ unkontrolliert bebaut wurde.«⁷ Es handelt sich zudem um Objekte, die zunächst eine bestimmte Einstellung oder Kalibrierung des Blicks auf sie als Bauten erfordern, weil »nicht unbedingt sofort auffällt, dass sie – zumindest dem heutigen Auge – als unspektakulär oder befremdlich«⁸ erscheinen. Man könnte die Hervorbringungen dieser unscheinbaren Ar-

chitektur daher auch als »Trümmer zweiter Ordnung«⁹ verstehen, und zwar im doppelten Sinne: Einerseits sind sie teilweise erbaut aus Kriegsschutt und Resten, andererseits erscheinen diese Gebäude aus heutiger Perspektive, insbesondere in ihrem allmählichen Verfall, ihrerseits als Trümmer, die sich – vorsichtig formuliert – *seltsam* ausnehmen zwischen alter Pracht und fassadenverödeten Gründerzeitbauten (vgl. Abb. 6).

7 Boucsein 2010, S. 10.

8 Hnilica et al. 2010, S. 9 f.

9 Krolczyk 2013, o.S.



Abb. 6: Architektonischer Zeitfeil: Die Fassadenverödung beginnt im obersten Stockwerk der Gründerzeitbauten und breitet sich aus bis zur Vollflächigkeit im Fortschritt der Nachkriegsmoderne (Köln, 2015)

Es gilt also, ein Oberflächenphänomen zu beobachten; reine Äußerlichkeiten, die zugleich jedoch – und darauf will ich im weiteren Verlauf hinaus – etwas zu verbergen haben, und zwar weniger wörtlich, indem also hinter den Wänden die Bewohner ihren alltäglichen Verrichtungen nachgehen, sondern vielmehr ein Dahinter im figurativen, übertragenen Sinne. Denn diese gesichtslosen Bauten, so meine These, sind keineswegs geistlos, sondern lassen trotz ihrer vermeintlichen Ungreifbarkeit (und Unangreifbarkeit), trotz ihrer augenscheinlichen Abweisungsgeste, trotz ihres optischen Tefloneffekts – auch jenseits der verhängten Fenster – tief blicken.

Bevor es jedoch darum gehen wird, was nun im uneigentlichen Sinne in diesen Fassaden zu sehen ist,

Selbstrecht-
fertigung

sei zunächst einem eventuellen Missverständnis vorgebeugt: Mein Blick auf diese Bauten will weder denunziatorisch noch überhöhend sein.

Auch geht es nicht darum, die ohnehin schon öden Orte¹⁰ entweder noch weiter zu diffamieren¹¹ oder sie argumentativ – entgegen aller Evidenz – zu Inseln der Schönheit zu adeln. Vielmehr steht eine Würdigung des allzu oft Übersehenen im Vordergrund, dessen Anblick man rasch als Selbstverständlichkeit hinnimmt und der deshalb nicht so zum Nachdenken anregt, wie Wolf Jobst Siedler es von nahezu jeder Fassade fordert. Dass es auch anders geht, mögen zum Beispiel Preziosen wie diese harmonisch gefügten Flächigkeiten

bezeugen, die Abbildung 7 und auch das Cover dieses Essays zeigen. Sie bieten – trotz auf den ersten Blick glatter Oberflächen – viel Material und Anknüpfungspunkte für weitergehende Überlegungen, um ihre historischen Entstehungsgründe näher zu beleuchten.

Es geht also hier keineswegs darum, sich über die baulichen Hervorbringungen zu erheben oder sie gar ins Lächerliche zu ziehen. Das Gegenteil ist der Fall: Es gilt vielmehr, das Entwürdigte zu würdigen, eine Rehabilitierung der nicht selten geschmähten oder abschätzig bedachten Keramik am Bau vorzunehmen. Ebenso wenig aber geht es darum, die Erscheinungsweise der jungen Bundesrepublik mit Monokausalitäten zu begründen. Vielmehr besteht mein Anliegen darin, mit den vollflächigen Verkachelungen einen bislang weitestgehend übersehenen Aspekt hervorzuheben und zu beschreiben. Die Bandbreite an Gründen, die eine solche architektonische Erscheinungsweise zu erklären vermögen, ist dabei sicherlich weit gespannt: sei es die Wohnungsnot jener Zeit, der Mangel (oder auch der plötzliche, aufgrund des Wirtschaftswunders gestiegene Überfluss) an Kapital, sei es die Notwendigkeit, sich von den Traditionen der 40er Jahre abzuwenden. Dies alles mag die Tendenz, Fassaden so und nicht anders zu gestalten, vielleicht hintergründig, vielleicht unbewusst, vielleicht aber auch ganz offenkundig beeinflusst haben. Und dennoch ist damit diese Erscheinungsweise nicht hinreichend begründet. Es geht also darum zu erschließen, was hier im Verborgenen und zugleich sehr sichtbar am (Ge-)Werke ist.

Dass es sich bei dieser seltsamen Erscheinungsweise der Häuser keineswegs um vereinzelte Phänomene,

¹⁰ Vgl. als *pars pro toto* die Ode auf Gießen in Gsella 2011, S. 16.

¹¹ Vgl. dazu *in extenso* Roth 1998 und seine Nachfolgebände, drei an der Zahl.



Abb. 7: Licht und Schatten. Die unübersehbare Wirklichkeit moderner deutscher Badezimmer (Köln, 2014)



Abb. 8: Abwaschbare Orte (Köln, 2006)